Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 7 (1912-1913)
Heft: 7-8

Artikel: Die vierte Landessprache
Autor: E.P.-L.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751433

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die vierte Landessprache

Das Romanische ist nicht Landessprache des Bundes, sondern neben dem Deutschen und Italienischen Landessprache des Kantons. Die Zahl der romanischen Bündner wurde 1900 mit 38,651, 1910 mit 39,912 angegeben. Darunter beherrschen mindestens zwei Drittel das Deutsche völlig, wenn nicht besser als das Romanische. Ein ganz kleiner Bruchteil versteht es schlecht; alle verstehen es doch ein wenig. Die Korrespondenz mit Chur wird deutsch geführt. Romanische Inschriften in den Straßen sieht man selten. Die Pfarrer predigen während einiger Monate des Jahres deutsch und haben ihre Studien in der deutschen Schweiz absolviert. Die Gerichtsverhandlungen sind teilweise deutsch, die Oberklassen der Volksschulen werden in deutscher Sprache abgehalten. Die Zahl der in Italien die Rechte, Medizin oder Philosophie studierenden Graubündner ist fast auf Null herabgesunken. Die Verluste des Romanischen erfolgen zu zwei Dritteln zu gunsten des Deutschen, zu einem Drittel zu gunsten des Italienischen. Der Germanisator des romanischen Graubündens ist die rhätische Bahn und die Fremdenindustrie. Die Berninabahn und die nunmehr beschlossene Bergellerbahn verstärken wieder einwenig den alten italienischen Einfluß der Pässe, die vor dem Bau der Bahn die Interessen der Romanen mehr nach Italien konvergieren ließen, da der Verkehr mit Chur beschwerlicher war. In der Geschmacksrichtung, in der Bildung, in den ethnischen Sympathien ist der Romane mehr deutsch als italienisch.

Das sind Tatsachen. Sie werden auch von solchen zugegeben, die sich der Germanisierung entgegenstemmen und das Romanische mit oft etwas künstlichen Mitteln erhalten wollen. Feindlich ist ihm niemand, und wem es einfiele, gegen die vierte Landessprache zu Felde zu ziehen, den könnten wir nur aufrichtig bedauern. Er ruiniert nicht nur ein Stück Volkstum, wie es sich original und rührend in der poetischen Anthologie La Musa ladina (Samaden Engadin Preß Co. 1910) ausspricht; er rüttelt auch an dem nötigen Gegengewicht, das in unserem mehrsprachigen Lande die lateinische Minderheit — ein Viertel der Gesamtbevölkerung — gegen die germanische Mehrheit bildet, und

dessen Wert man nicht hoch genug schätzen kann. Nicht als ob man dem Romanischen sympathisch oder antipathisch gegenüberstehe, kann unter Schweizern die Frage sein, sondern nur, ob es sich lohne, seinem Verfall energisch entgegenzutreten oder ob man den Dingen ihren Lauf lassen soll.

Hier erhebt nun Italien seine Stimme, und im Oktoberheft 1912 der Nuova Antologia beginnt Giorgio del Vecchio, Professor an der königlichen Universität Bologna, ein Liebeswerben um die „Täler der sterbenden Italianität" unter dem Titel: „Das Ladinische am Kreuzweg". Er betont, daß man in Italien den politischen und nationalen Fragen, die mit der Sprachenfrage in Beziehung standen, nicht genügende Aufmerksamkeit schenke (?) und daß man die Kämpfe, die in mannigfachen Formen um das „glottologische Phänomen" sich gruppieren, nicht genügend beachte. Nostra res agitur! Nein, Herr Professor: um unsere, nicht um Ihre Angelegenheiten handelt es sich, auch wenn ein italienisches Idiom auf Schweizerboden im Spiele ist.

Nicht mit Unrecht betont del Vecchio, daß das Romanische praktisch doch schließlich, trotz aller Sprachprätensionen ein italienischer Dialekt sei und als solcher der italienischen Sprache weit näher stehe als viele südliche Dialekte der Halbinsel. Er kennt auch die Literatur auf das gründlichste und zitiert schöne Proben des Romanischen, die er mit den Worten abschließt: „Eine Übersetzung beizufügen wäre eine Beleidigung des italienischen Lesers". Der Italiener fühlt also mit unsern Romanen eine zum mindesten sprachliche Verwandtschaft, die unser Tessiner in oft tendenziöser oder auf Unkenntnis beruhender Weise einfach nicht anerkennen will, weil ihm das nicht in den Kram paßt. Für ihn sind die Romanen tedeschi, weil er fürchtet, man möchte sie in Bern als authentische Vertreter der italianita ansehen. Man nimmt in Italien an unsern bündnerischen Romanen ein größeres Interesse als im Tessin. Und dieses Interesse nimmt nicht ganz unbedenkliche Formen an.

Nachdem unser Bologneser Professor mit Recht nachgewiesen hat, daß die Streitfrage, ob das Romanische Sprache oder Dialekt sei, schon deshalb müssig sei und unentschieden bleiben müsse, weil die Unterschiede von Sprache und Dialekt weder feststehen noch allgemein anerkannt seien, kommt er auf die Sprachverhältnisse in Graubünden im besondern zu sprechen. Er betont zwar, daß es hier besser stehe als im Friaul sowohl als auch im Südtirol (Valle Gardena, di Badia, Venosta). Die Unterordnung des Romanischen sei eine offen-

kundige Tatsache in der Schweiz, wo doch sonst mit Rücksicht auf die politische Lage und auf andere Dinge (?) es besser gepflegt und hartnäckig verteidigt wird. Denn die Gleichstellung des Romanischen und Italienischen mit dem Deutschen in Graubünden sei mehr theoretisch und platonisch. Schon das dritte Schuljahr nehme nach dem Lehrplan „Vorübungen für den Unterricht im Deutschen" auf und das fünfte und sechste solle den Schüler soweit bringen, daß er von der siebenten Klasse an dem deutsch erteilten Unterricht folgen könne. Italienisch werde in den romanischen Schulen nicht gelehrt. Die großen Fortschritte der Germanisation würden übrigens von den Romanen selbst anerkannt und bedauert. Aber unser „sentimentaler Reisender" macht sich doch auch klar, daß die Romanen diesen aus wirtschaftlichen Gründen sich ergebenden Lauf der Dinge ruhig hinnehmen und nicht wollen, daß der Verlust des Romanischen vorwiegend dem Italienischen zu gute komme. Etwas tendenziös betont del Vecchio den Dialektcharakter des Italienischen, um dann den Romanen vorzuschlagen, vom Dialekt zur Haupt- und Muttersprache zurückzukehren. Das dürfte so leicht nicht sein, und er selbst sieht voraus, daß sein Vorschlag, die romanischen Aufschriften Chesa comunela und Publicatiuns Stedi Civil in Casa communale und Pubblicazioni di Stato Civil zu verwandeln, allgemeinem Unwillen begegnen würde, während man die Ersatzworte „Gemeindehaus" und „Zivilstandsanzeigen" ruhig hinnehme.

Das Liebeswerben unseres Bolognesen gerade im gegenwärtigen Augenblick erklärt sich aus dem Umstande, daß seiner Meinung nach die romanische Bevölkerung am Kreuzweg vor der Entscheidung steht. Da nun einmal ihre Sprache dem allmählichen Untergang geweiht zu sein scheint, müssen sie zwischen den beiden Sprachen, dem Italienischen und dem Deutschen, wählen, die ihnen beinahe gleich nahe liegen. Und da tut es unserem Beobachter bitter leid, sehen zu müssen, daß unsere Romanen sich entschlossen dem Deutschen zuwenden. Er kann das gar nicht verstehen. Es liege doch so nahe, eine Sprache zu wählen, die ihrem Idiom verwandt sei — mit Absicht vermeidet del Vecchio die starken germanischen Einflüsse auf das Romanische hervorzuheben — und das Italienische könne auch als angenommene Landessprache zur Erhaltung des Romanischen noch mithelfen. Der Romane sei eben ein Kirchturmspolitiker und wenn es ihm schon nicht gelinge, seinen Kantönligeist aufrecht zu erhalten, so sei es ihm einerlei, ob das Deutsche oder das Italienische in seinen Tälern einziehe.

Er habe kein Gefühl dafür, daß die germanische Invasion ihn „entnationalisiere“ und es verlange ihn nicht danach, an einer großen nationalen Seele teilzunehmen, die Bande der Natur und der Tradition mit italienischem Wesen aufrechtzuerhalten. Er kämpfe lieber allein und hoffnungslos gegen einen übermächtigen Gegner, dessen fortschreitende Hegemonie verhängnisvoll und unausbleiblich sei. Denn die Bemühungen der Pangermanisten gingen stets darauf aus, den Lokalpatriotismus der Romanen zu stärken, ihrer Eigenliebe zu schmeicheln und so einen künstlichen Antagonismus zwischen ihnen und der italienischen Nation zu konstruieren, der diese als Ausland und Fremde erscheinen läßt. In der Schweiz seien zwar die „direkten Mittel“ unmöglich. Man könne die Germanisierung nicht erzwingen. Aber das Resultat sei das gleiche, ob man gewaltsam oder mit jenem langsamen Werke der Aufwiegelung vorgehe, das in Graubünden beliebe, und bei den Romanen eine nationale Unempfindlichkeit gegenüber der italianita im allgemeinen und der weitverstandenen latinita im besonderen erzeuge. Man stelle den bündnerischen Romanen selbst die alten Römer als hassenswerte Eroberer dar und nichts sei unfreiwillig komischer, als gewisse pangermanistische Anspielungen, die nach zwanzig Jahrhunderten einem Volke nachträglich den Ruhm seiner alten lateinischen Kultur nehmen wollten. Ja man bliebe dem pangermanistischen Programm auch im kleinen dadurch treu, daß man die dialektischen Eigentümlichkeiten des Ladinischen peinlich gewissenhaft respektiere und die dialektale Orthographie der Namen beibehalte, statt sie in die „gute Sprache“ (la lingua) zu übersetzen: man solle doch auf den Karten Valle del Fieno statt Val del Fain, Lago nero statt Lai oder Lej Nair, Monastero statt Müstair, San Maurizio statt San Murezzan schreiben. Die Begünstigung des Dialekts habe auf deutscher Seite den Zweck, die nur einem kleinen Kreise verständlichen romanischen Namen durch deutsche zu ersetzen. Wären sie aber einmal italienisch geschrieben, so sei der Germanisierung ein festerer Damm entgegengesetzt.

Wo nun für unsern Gewährsmann das Heil der Bündner Täler liegt, ist nach all dem Gesagten unschwer zu erkennen: in einer Italianisierung der Romanen, in der Einführung des italienischen Unterrichts in den Oberklassen der Volksschule an Stelle des Deutschen. Die Kirchturmspolitik der Romanen, die auf ihre Sprache stolz sind, ist ihm ein Gräuel. Denn sie isoliert sie, schwächt sie und läßt sie schließlich eine willkommene Beute der Pangermanisten werden.

Ein Unglück ist es auch, daß es romanische Schulen gibt. In Friaul z. B. sei die Bevölkerung doch auch mit den italienischen Schulen zufrieden und in Mailand oder Neapel fiele es auch niemandem ein, Dialektschulen aufzutun.

Die bündnerischen Romanen stehen eben allein, und das ist ihr Unglück. Die italienischen Länder und vor allem die Tessiner sollten ihnen helfen bei ihrer Italianisierung, und die Dante Alighieri, die bisher in Graubünden völlig untätig war, sollte hier auch zu Hilfe kommen, damit die fremde (d. h. innerschweizerische) Welle nicht alles überschwemme. Im Engadin sollten die Italiener nicht als Ausländer, sondern als Brüder angesehen werden.

Ein Kommentar zu diesen Ausführungen erübrigt sich. Wir heben ja gerne hervor, daß Professor del Vecchio von der „loyalen Respektierung der politischen Grenzen" redet, und daß er jede politische und administrative Einmischung trotz der indirekten, aber nicht minder wirksamen Propaganda Italiens im Engadin für seine Sprache und Kultur ausschließt. Aber wir können doch nicht umhin, in seinem Aufsatz einen ersten Angriffsversuch geistiger Art auf das Bündnerland und einen neuen Vorstoß der italianita an unserer Südgrenze zu sehen. Philologisch gesprochen wird man Herrn del Vecchio ja gerne recht geben. Das Zurückgehen des Romanischen auf Kosten des Deutschen ist erstaunlich, ja abnorm. Die sprachhistorisch anormale Entwicklung wäre die von ihm skizzierte. Aber die Sache hat auch eine nationale und wirtschaftliche Seite, die der Ausländer — pardon, der italienische Bruder — völlig verkennt und nie verstehen wird.

* * *

Unser Philologe sündigt zunächst gegen ein Grundgesetz des Völkerrechts, das gerade Italien Trient und Triest gegenüber energisch anruft, das des Selbstbestimmungsrechts der Völker. Er versäumt zu betonen, daß die bündnerischen Romanen völlig frei in ihren Entschlüssen sind. Weder von Bern noch von Chur aus werden sie gedrängt, den Volksschulunterricht auf der Oberstufe in deutscher Sprache zu erteilen. Würden sie heute verlangen, daß es in italienischer Sprache geschehe, die sowohl kantonale als auch eidgenössische Landessprache ist, so würde niemand sich dem entgegensetzen. Aber warum sie dazu zwingen, wenn sie nicht wollen? Die romanischen Schulen, die Herr del Vecchio so ungeniert antastet, sind der kantonalen Regierung heilig, denn sie hat mehr Respekt vor dem Volkswillen der Romanen als unser italienischer

Ratgeber. Was die Romanen so stark nach der deutschen Seite neigen läßt, sind zunächst die wirtschaftlichen Interessen. Sie brauchen die deutsche Sprache. Von Norden kommt ihnen Handel, Verkehr und Reichtum, von Norden kommen die vaterländischen Gedanken und Probleme. Dorthin ziehen sie, um ihre Stellen zu suchen und ihren Verdienst zu finden. Die Verbindungen mit Italien sind loser geworden. Bernina- und Bergellerbahn, selbst der Splügentunnel werden daran nicht viel ändern. Die starke italienische Einwanderung setzt sich fast durchwegs aus den untersten Volksschichten zusammen. Wie überall in der Schweiz hat der moralische Kredit Italiens unter der ausschließlichen, friedlichen Invasion braver und arbeitsamer, aber an Bildung und Erziehung erschreckend tiefstehender Elemente schwer gelitten. Hier, nicht anderswo liegt die oft unbillige Geringschätzung alles dessen, was italienisch ist, in der Schweiz. Und diese Einwanderung hat auch das Schwinden des Interesses für italienische Sprache und Kultur zur Folge.

Endlich noch eins. Der Schweizer wird nie und nimmer begreifen können, daß die Sprachenfragen so ausschließlich und einseitig in den Vordergrund des Interesses gerückt und daß jeder Deutschschweizer ein Pangermanist ist. Wir sind erst Schweizer, dann Deutsche, Franzosen und Italiener. Daß der Italiener vom Graubündner als fratello, der Deutschschweizer als straniero angesehen werden soll, ist einfach unerhört, und das Beleidigende dieser Zumutung wird dem Herrn del Vecchio gar nicht klar. Für ihn gibt es nur eine nazione italiana, zu der auch Tessin und Graubünden gehören, aber keine nazione svizzera, in der sich drei Stämme brüderlich zusammenfinden. Nie würde er es verstehen, daß z. B. der Deutschschweizer sich dem Tessiner verwandter fühlt als dem Berliner und daß der nationale Kitt weit mächtiger ist als der sprachliche. Nostra res agitur; unsere Sache, die der Schweizer, (ob deutsch, französisch, romanisch oder italienisch) ist es, die hier ausgetragen wird, nicht eure, der Italiener Sache. Und was ihr auch sagen und denken möget, ihr seid für den Romanen stranieri, wir aber nicht. Wir sind unserer Romanen sicher und lieben ihr Idiom ohne jeden Hintergedanken und ohne Arglist. Wir freuen uns, daß sie sich dafür wehren, und wenn es denn doch in ein paar Jahrzehnten mit dem Romanischen zu Ende sein soll, so überlassen wir es ihnen, wohin sie sich wenden wollen. Mögen sie nun selbst das Wort in der Sache ergreifen! Evviva la Grischa!

E. P.-L.